

FEDERICA DE CESCO
Silbermuschel

Buch

Die Kindheit der jungen Französin Julie ist von traumatischen Erinnerungen geprägt. Um ihrem Elternhaus zu entkommen, stürzt sie sich in eine unglückliche Ehe mit dem Schweizer Verleger Bruno. Doch die furchtbare Vergangenheit verfolgt sie noch immer und hat ihre Fähigkeit zu lieben fast völlig abgetötet. Julies Freundin Franca überredet sie schließlich, für zwei Wochen mit nach Japan zu reisen. Und die Begegnung mit der fremden Kultur wird für Julie zu einer Offenbarung. Als sie ein japanisches Theater besucht und dort den Künstler und Regisseur Ken trifft, springt der Funke sofort über: Julies Gefühle entzünden sich wie ein trockenes Bündel Stroh, und Ken, der Trommler, der Heiler, der Schamane, wird Julies Liebhaber. Zum ersten Mal empfindet Julie genug Vertrauen, um sich einem anderen Menschen zu öffnen, wie auch Ken endlich den Mut aufbringt, sich seinen Erinnerungen zu stellen ...

Autorin

Federica de Cesco, geboren in der Nähe von Venedig, wuchs in verschiedenen Ländern mehrsprachig auf und studierte in Belgien Kunstgeschichte und Psychologie. Heute lebt sie mit ihrem Mann, einem japanischen Fotografen, in der Schweiz. Sie hatte bereits über fünfzig höchst erfolgreiche Romane für Kinder und Jugendliche sowie mehrere Sachbücher verfasst, als ihr mit dem Bestseller »Silbermuschel« ein fulminantes Debüt in der Erwachsenen-Belletristik gelang.

Von Federica de Cesco bei Blanvalet bereits erschienen:

Feuerfrau (36077) · Die Augen des Schmetterlings (36750) · Muschel-seide (37275) · Die goldene Kriegerin (37426) · Das Haus der Tibeterin (37627) · Mondtänzerin (978-3-7645-0323-9)

Federica de Cesco

Silbermuschel

Roman

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2012 bei Blanvalet, einem
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 1994

by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Umschlaggestaltung: bürosüd, München

Umschlagmotiv: Getty Images/StockImage/Jupiterimages

ED · Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38050-3

www.blanvalet.de

*Du bist der Hahnschrei nach der Nacht der Zeit,
der Tau, die Morgenmette und die Maid
der fremde Mann, die Mutter und der Tod*
Rainer Maria Rilke



*Da steht ein Baum mit so vielen Ästen, Zweigen und Blättern.
Wenn dein Sinn bei einem der Blätter einhält,
so kannst du alle übrigen nicht mehr sehen.
Stellen wir uns ohne vorgefaßte Meinung
oder gefesselte Aufmerksamkeit dem Baume gegenüber,
so werden wir jedes einzelne seiner Blätter wahrnehmen können*
Takuan

Für Kazuyuki, natürlich.
Und für Rosa Wicki, die meine Berge versetzte.

PROLOG

Der feuchte Sand war mit Muschelsplittern verkrustet, brauner Tang und giftgrünes Seegras klebten an den Steinen. Am Strand war der Sand ziemlich fest, aber entlang der Mole begannen die glitschigen Stellen. Das Wasser schwappte hin und her und saugte an den Steinen. Vorsichtig stapfte ich durch die Pfützen. Die Brandung hatte Strandgut herangeschwemmt: Dosen, Stoff- und Matenfetzen, Plastikflaschen, Bretter und verfaulte Früchte. Seeschwalben, die im Geröll und in den Pfützen Nahrung suchten, erfüllten die Luft mit ihrem Kreischen. Die Mole war brusthoch und nur zwei Planken breit. An ihrem Ende befanden sich die Liegeplätze einiger Boote. Fern vom Lärm und dem Gedränge im Dorf saß ein alter Mann in einem Ruderboot und hielt eine Angel ins Wasser. Sein runzliges Gesicht war dunkelbraun. Er trug eine schmutzige Windjacke und grüßte mit gemessener Verbeugung. Wir erwiderten seinen Gruß und spürten, daß er uns mit den Blicken folgte. Ich ging sehr unbeholfen, weil ich die Bänder aus meinen Turnschuhen gezogen hatte. Ich trug auch keinen Büstenhalter und fühlte bei jeder Bewegung das weiche Schaukeln meiner Brüste unter dem T-Shirt. Ebenso hatte ich den Gürtel entfernt, und meine Hose saß so locker um die Hüften, daß ich fürchtete, sie zu verlieren. Kimiko hatte es so angeordnet.

»Warum?« hatte ich dich gefragt.

»Das muß so sein«, hattest du erwidert. »Kimiko wird dir alles erklären.«

Gleich hinter einem verrosteten Kran begann der Fußweg, den wir schon oft gegangen waren. Er schlängelte sich zwischen im-

mergrünen Sakaki-Büschen, Hagebuttensträuchern und Oleander hoch, dessen dunkle Blätter giftig waren. Im Gras zirpten Grillen. Das Zirpen verstummte, wenn wir vorbeigingen, um gleich darauf wieder zu beginnen. Hinter dem Kran erreichten wir die Stelle, wo der Weg zum Berg hin abzweigte. Ich fragte mich, wie oft Kimiko diese Strecke wohl zurücklegte. Sie wohnte in einem kleinen Haus am Waldrand. Elektrizität gab es keine, aber sie besaß eine Pumpe, mit der sie Wasser aus einer Quelle schöpfte. Sie hatte sich sogar einen kleinen Garten angelegt. Die Lebensmittel schleppte sie in einem Korb hinauf, den sie nach alter Sitte auf dem Rücken trug.

Wir blieben stehen. Ich hob den Kopf zu dir empor, und der Wind blies dein Haar an meine Wange. Unsere Augen begegneten sich. Deine waren braun wie Honig, wild und verträumt.

»Hast du Angst?«

Deine Stimme klang seltsam rauh.

»Mich friert es ein bißchen im Bauch. Aber ich kenne ja den Weg.«

Deine Hand umfaßte meinen Kopf, drückte ihn behutsam an deine Brust, eine Geste schützender Zärtlichkeit, eine aufwühlende Liebkosung.

»Zurück gehst du jedenfalls nicht. Im Dunkeln ist es gefährlich. Du bleibst bei Kimiko. Morgen früh hole ich dich ab.«

Wir umarmten uns, fast bis zum Ersticken. Aber es war immer noch nicht fest genug. Nichts konnte fest genug sein. Tot oder lebendig, wir würden niemals aufhören, uns zu lieben.

Mein Mund wanderte deinen Hals entlang; meine Lippen bewegten sich. »*Watashi anataga suki.*«

Du preßtest dein Gesicht an meines, zogst langsam und tief meinen Atem in dich ein, sprachst leise an meinem Mund:

»*Ore omaega sukida.*«

Unsere Worte, unsere Sprache; nichts anderes mehr. Eine Vorwärts- und Rückwärtsbewegung in der Zeit, ein völliger Gleichklang, wie wenn wir uns liebten. Es war erforderlich, daß ich ging. Wollte ich näher bei dir sein, mußte ich den Umweg über diesen Berg machen. Deine Haut und meine Haut, miteinander verwach-

sen. So wollten wir es beide, wir waren Liebende in einer verzauberten Welt, unsere Kraft suchte die Sterne. Wir wollten leben, um uns zu spüren, wir wollten sterben, um niemals getrennt zu sein.

»Es wird Zeit ...«

»Bleibe noch!«

»Ich muß gehen.«

Ich warf mich an deinen Hals. Wir küßten uns, sanft und stöhnend. Deine Haut schmeckte nach Sand, dein Haar nach feuchten Gräsern, deine Lippen nach Salz.

»Ich bin bei dir«, sagtest du. »Ich verlasse dich nicht. Keinen Atemzug lang.«

In deinen Augenwinkeln glitzerte es, du hieltest noch immer meine Hand. Ich löste mich sanft von dir und ging. Doch nur ein paar Schritte; schon blieb ich stehen, schwankend, die Augen geschlossen. Du holtest mich lautlos ein, warfst beide Arme um mich. Ich trank deinen Atem, fand die Beuge deines Halses, die Mulde deiner Schulter: die einzige Heimat, die ich je hatte. Wieder trennten wir uns, hielten uns an den Händen fest, streichelten uns mit den Augen. Dann ließen wir unsere Finger los. Deine reglose Gestalt warf einen langen Schatten in der Abendsonne, und auf deinen nackten Schultern lag ein kupferner Glanz, wie eine Aura. Tränenblind stolperte ich den Weg hinauf.

Dein Leben verließ dich: Jetzt lebte es nur noch mit mir.

1. KAPITEL



Ich schlug die Wagentür zu, rannte den Waldweg entlang. Es hatte den ganzen Tag geregnet. Tropfen fielen von den Bäumen. Das Brausen des Verkehrs klang durch die Büsche, vermischt mit dem Geräusch meines Atems. Dort, wo die Landstraße begann, lichtetete sich der Wald. Eine Brücke führte über die Autobahn unterhalb der Böschung. Keuchend lief ich weiter, blieb mitten auf der Brücke stehen und lehnte mich über das Geländer. Wind hatte sich aufgemacht; die schiefergraue Fläche des Genfer Sees löste sich aus dem Nebel. Das trübe Wetter hatte die Leute nicht abgehalten, das Wochenende im Wallis zu verbringen; in den hohen Alpentälern lag noch Frühlings Schnee, die Skilifte waren noch in Betrieb. Jetzt war Sonntagabend. Die Lichterkette der Scheinwerfer funkelte bis weit in das Rhônetal hinein. Jeder Wagen tauchte unter die Brücke mit dem gleichen hastigen Zischlaut. Ich stöhnte: »Du Dreckskerl!«, warf schluchzend den Kopf zurück und schrie aus Leibeskräften: »Scher dich zum Teufel!«

Der Schrei ging im Zischen der Wagen unter. Ich schlang beide Arme um mich, festhaltend, schützend, wiegte mich hin und her. Mein Oberkörper bebte von den Schlägen meines Herzens. Plötzlich tanzte ein Scheinwerferkegel über die Landstraße. Der Umriss eines Mopedfahrers tauchte in der Dunkelheit auf. Er fuhr dicht an mir vorbei, während ich langsam wieder zu Atem kam. Mein Zittern beruhigte sich; das Schreien hatte befreiend gewirkt. Ich zerrte an dem Reißverschluß meiner Windjacke. Es war plötzlich warm geworden. Schwitzend schleppte ich mich zu meinem Fahrzeug zurück, ließ mich auf den Sitz fallen. Mit der Entspannung

kam das übliche Gefühl des Absinkens: Zwei Sekunden genügten, schon löste sich alles auf. Ruhig und schmerzlos tauchte ich in bergende Dunkelheit hinab, verkroch mich in mich selbst, dort, wo mich niemand fand.

Du darfst nicht schlafen. Du wirst nicht schlafen.

Ich will mich ja nur ein wenig ausruhen.

Nein. Nicht hier. Nicht jetzt.

Ich murmelte: »Nimm dich zusammen!«

Gewaltsam riß ich die Augen wieder auf, richtete mich hoch, atmete ein paarmal tief aus und ein. Die Verschwommenheit ließ nach. Ich drehte den Autoschlüssel und fuhr los.

Wir wohnten am Südhang der kleinen Ortschaft Chexbres. Unser Haus – besser gesagt, Brunos Haus – gehörte zu den letzten, die eine Baubewilligung erhalten hatten, bevor die ganze Gegend unter Naturschutz gestellt wurde. Jetzt nahm der Wert des Grundstücks von Jahr zu Jahr zu. Bruno hatte mal wieder eine gute Nase gehabt.

Das Haus war in einer Zeit gebaut worden, wo man mit Beton noch gedankenlos umging. Eine kahle Mauer, im Sommer glühend heiß, stützte den Hang ab. Das Haus mit seinem Flachdach, seiner breiten Terrasse stand auf der Rasenfläche wie ein protziger Bunker. Mehr als ein Jahr war es jetzt her, seit Bruno mir das Erdgeschoß überlassen und sich im oberen Stock einquartiert hatte. Wir hatten getrennte Eingänge, so daß wir uns nur selten im Treppenhaus begegneten. Bruno hatte zwar nur eine Kochnische, eine winzige Dusche und eine Gästetoilette zur Verfügung, aber er war ja – wie er nachdrücklich betonte – ein genügsamer Mensch.

Ich hatte bei unserer Trennung eigentlich vorgehabt, eine Wohnung in Lausanne zu suchen. Aber Bruno wollte, daß ich dableib, und selbstverständlich hatte ich nicht die Kraft gehabt, mich gegen ihn durchzusetzen.

Ich fuhr den Wagen in die Garage und klappte das Tor zu. Brunos Audi war noch nicht da; wahrscheinlich war er in die Berge gefahren, denn er hatte seine Winterreifen noch nicht abmontiert. Ich schleppte mich die Treppe hinauf, hängte meine Windjacke an

die Garderobe und warf im Vorbeigehen einen Blick in den Spiegel. Mein Haar war naß und zerzaust, aber mein Gesicht sah nicht anders aus als sonst.

Unser Haus war innen mit Teppichen und Holztafelung eingerichtet. Die Möbel waren italienisch, der Kronleuchter französisch. Alles war geräumig, nahezu überdimensional, ganz nach Brunos Geschmack. Ich hatte nichts zu sagen gehabt.

Ich ging in die Küche, um mir einen Tee zu machen, und bewegte mich dabei wie im Zeitlupentempo. Dann ging ich ins Wohnzimmer, kauerte mich mit hochgezogenen Beinen in einen Ledersessel und trank langsam die Tasse aus. Ich hatte keine Eile. Ich hatte noch die ganze Nacht vor mir, und den nächsten Tag, und diesen Monat, und das ganze Leben. Was sollte nur aus mir werden?

Ein Wagen fuhr die Straße hinauf, hielt vor dem Haus. Die Autotür schlug zu. Eine Frauenstimme rief einige Worte. Ich rührte mich nicht und trank meinen Tee. Draußen sprang der Motor wieder an. Bruno fuhr den Wagen in die Garage.

Bruno war von Anfang an darauf bedacht gewesen, seine Schäferstündchen geheim zu halten. Er stieg selten in Hotels ab und wenn, dann immer nur am anderen Ende der Schweiz, möglichst in der Zwischensaison, um sicher zu sein, daß er keinen Geschäftsfreunden begegnete. Er nahm seine Eroberungen mit nach Hause, wenn es dunkel war, und brachte sie am nächsten Morgen in aller Diskretion wieder fort.

Bruno verstand es meisterhaft, sich ins günstige Licht zu rücken, schlüpfte wie ein Chamäleon in die passende Rolle und spielte jetzt voller Überzeugung den großzügigen Partner, der die Launen seiner Frau mit Verständnis ertrug. Kleinkariert, wie er war, hatte sich Bruno genau ausgerechnet, was er mir nach dreizehn Jahren Ehe zahlen mußte, und zog diese Lösung einer rechtsgültigen Scheidung vor. Darüber hinaus wurmte es ihn, sich in aller Öffentlichkeit zum Fiasko seiner Ehe zu bekennen. »*L'Arlésienne* ist ihm davongelaufen«, würden sich die Leute zuflüstern und ihm die Schamröte in die kahl gewordene Denkerstirn treiben. Da war ihm die Heuchelei lieber. Solange mein offizieller Name noch Frau Bruno Chardonne lautete, spielte er Vogel Strauß.

Bruno hatte mich praktisch von der Schulbank weg geheiratet. Die Lage auf dem Arbeitsmarkt war schlecht, und ich war dankbar für den Job, den ich seit ein paar Jahren – und nur dank Brunos Beziehungen – beim »Waadtländer Boten« ergattert hatte. Ich verdiente etwas Geld, aber nicht genug; ohne den Betrag, den Bruno monatlich auf mein Konto überweisen ließ, wäre ich kaum über die Runden gekommen. Bruno wollte, wie er sich selbstgefällig ausdrückte, mir auch in Notzeiten redlich zur Seite stehen. Ich solle nicht glauben, daß er mich im Stich lasse, vor allem nicht jetzt, wo ich »auf mich selbst angewiesen war und eine starke Stütze nötig hatte«.

Unlängst hatte er mir gestanden, daß er zwar Abwechslung suchte, einem festen Verhältnis aber lieber aus dem Weg ging. Nachdem ich ihn mit meiner krankhaften Schlafsucht nahezu impotent gemacht hätte, brauche er dringend eine Selbstbestätigung als Mann, und die suche er natürlich bei jüngeren Frauen. Disco-Häschen wurden schnell anhänglich, wollten Geschenke, was auf die Dauer ziemlich teuer wurde. Aber sie waren einfacher zu handhaben als reifere Frauen, die eine echte Beziehung suchten, Ansprüche stellten und nicht immer straffe Oberschenkel hatten.

Bruno war Leiter des Globus-Verlages, der von einem großen Lebensmittelkonzern als »kulturelles Aushängeschild« finanziert wurde. Der Globus-Verlag war auf populäre Sachbücher spezialisiert, gab Bildbände über fremde Länder oder spezifische Themen – Vögel, Tiere, Segelschiffe, chinesische Küche usw. – heraus. Die Bücher wurden zweimal jährlich aufwendig lanciert: Prospekte an jeden Haushalt, Fernsehspots, Wettbewerbe. Als Fotografen und Textautoren wurden neben echten Profis auch Amateure engagiert, aus der Überlegung heraus, daß diese billiger zu haben waren. Die Bildbände gaben sich »anspruchsvoll«, aber nicht elitär. Kultur im Rahmen. Denken in Zellophan. Die Bücher sollten, wie Bruno formulierte, »der Putzfrau und dem Herrn Direktor« gefallen. Als Nichtakademiker hatte er hierfür eine gute Nase. Und da er merkte, daß das Buchgeschäft in letzter Zeit stagnierte, hatte er CDs und Elektronik für Kinder in das Sortiment eingeführt.

Bruno stammte aus Romont, einem Städtchen in der Nähe von Freiburg, aus ziemlich einfachen Verhältnissen. Großvater Char-donne war Metzger gewesen. Sein jüngster Sohn, Brunos Vater, hatte es immerhin bis zum Elektrofachmann gebracht. Die Ge-gend war erzkatholisch, Empfängnisverhütung sahen die Kirchen-väter als Sünde an; folglich hatte Brunos Mutter acht Kindern das Leben geschenkt. Zwei Söhne waren Bahnbeamte, einer Lehrer. Bruno, der zweitälteste und intelligenteste, hatte zuerst eine Ty-pographenlehre gemacht, bevor er sich als Sportjournalist ins Zeug legte. Er war knapp vierundzwanzig, als er mit einem Freund eine Sportzeitung gründete, die erstaunlich bald eine hohe Auflage erreichte. Fünf Jahre später wurde ihm die Leitung des Globus-Verlages angeboten. Die Zeitung führte er noch eine Weile als Hobby weiter, bis ihm das Ganze zuviel wurde und er seinen Teil dem Partner überließ.

Während unserer ganzen Ehe sah ich Brunos Sippe nur bei seltenen Familienanlässen. Sie war, wie er zynisch sagte, »nicht überall vorzeigbar«. Mir gegenüber zeigten sie sich übertrieben zuvorkommend und von einer Scheuheit, die jede Spontaneität – die meine inbegriffen – im Keim erstickte. Gleichwohl waren sie mir lieber als manche Spießbürger der sogenannten besseren Kreise. Sie spielten sich nicht auf und hatten, trotz ihrer Unge-schliffenheit, eine herzöffnende Arglosigkeit und Wärme.

Bruno war ein vorbildlicher Planer, ein kühler Kopf, zu blitz-schnellen, kühnen und gewinnbringenden Entschlüssen fähig. In seinen tiefen Gemütsregungen aber blieb er mit dem erzkatholi-schen, langweiligen Pflaster seiner Kindheit verbunden. Er war mehrschichtig wie eine Zwiebel: innen die dunklen Tabus, die ur-tümlichen Zwangs- und Moralvorstellungen, dann eine altherge-brachte Rücksichtslosigkeit, eine verschlagene Fähigkeit zum Überlebenskampf. Und schließlich eine Überfülle von Theorien und vom Verstand gesteuerten Initiativen, auch eine Faszination, gepaart mit Abneigung, für alles, was aus der Reihe tanzte, und ich gehörte dazu.

In meiner Arglosigkeit hatte ich mir nie Gedanken darüber ge-macht, warum Bruno mich unbedingt wollte. Erst später wurde

mir klar, daß ich nicht nur seiner schamhaften Neigung zum Exotischen entsprach, sondern auch für ihn den Inbegriff gesellschaftlichen Aufstiegs verkörperte.

»Julie Saint-Privaz? Sind Sie denn von Adel?« hatte seine naive Frage gelaftet, als wir damals in Arles unsere Namen austauschten und er mich in seinem blauen Taunus nach Hause fuhr. Ich war überrascht, weil ich diese Frage zum erstenmal hörte und sie obendrein noch so feierlich klang.

»Wieso? Ich weiß nicht. Ja ... ich glaube, früher einmal. Vor der Revolution.«

»Sie scheinen etwas dagegen zu haben.«

»Nein, warum auch? Aber ich habe noch nie weiter darüber nachgedacht.«

Als Antwort kam ein gewichtiges Räuspern, und ich hatte gelacht, wobei der Schmerz in meiner Hüfte mich gleichzeitig aufstöhnen ließ. Bruno hatte mich nämlich vor wenigen Minuten – im wahrsten Sinne des Wortes – überfahren.

Ich war also eine Frau von unbestimmtem Adel. Angesichts dieser Tatsache spielte es für Bruno überhaupt keine Rolle, daß wir in einem verkommenen Haus mit zerbrochenen Dachziegeln und ohne Heizung – nur mit einem Kamin und einem Gasboiler im Badezimmer – lebten; daß wir oft nicht wußten, wie wir die nächste Gas-, Elektrizitäts- und Telefonrechnung bezahlen sollten. Auch nicht, daß wir Schulden beim portugiesischen Lebensmittelhändler hatten und an manchen Monatsenden mit Brot, Käse, Oliven und verdünntem Milchkaffee so lange auskommen mußten, bis das Gehalt meines Vaters auf sein ohnehin überzogenes Konto überwiesen wurde. Bruno beachtete vielmehr, daß in meiner Familie Ärzte, Juristen und Ingenieure vorkamen. Und daß mein Vater, den Bruno auf Anhieb als »großartigen Menschen« bezeichnete, Professor an der Hochschule war.

Ich tat nichts, dachte nichts; die Bilder formten sich ganz von selbst in meinem Bewußtsein. Wie in einem fernen, sehr fernen Spiegel sah ich unser Wohnzimmer mit seinem Marmorfußboden, dem rissigen Gips an der Decke, den Blumengirlanden auf der Tapete. Der Glasbehang des Kronleuchters war verstaubt, nur noch

ein oder zwei Birnen funktionierten. Das Tageslicht drang kaum durch die verdunkelten Läden. Ich sah Bruno in steifer Haltung auf dem mit Brokatstoff bezogenen Sofa sitzen, während mein Vater in seinem Polstersessel thronte. Beide hielten ein Glas Anisette in der Hand. Über den Zeitraum von dreizehn Jahren hinweg hörte ich die warme, angenehme Stimme meines Vaters. Er sprach über die Geographie und die Geschichte der Provence, über Brauchtum und Literatur. Er hatte ein Buch über den Kreuzzug gegen die Katharer geschrieben und schenkte Bruno ein gewidmetes Exemplar. Inzwischen hantierte meine Mutter in der Küche. Bruno sollte zum Essen bleiben. Ich weiß noch, wie ich ein Schälchen mit Salzmandeln auf die Marmorplatte stellte. Auf meinem Knie klebte ein Pflaster, und auf der Hüfte hatte sich ein dicker blauer Fleck gebildet, nichts Schlimmes. Ich schwieg. Sogar Bruno war stumm, um nicht zu sagen kleinlaut, und legte die Stirn in ehrfürchtvolle Falten. Wenn mein Vater redete, wurde zugehört.

»Der junge Mann soll zum Essen bleiben«, hatte er meiner Mutter zugerant.

»Ich weiß nicht, ob wir noch genug Reis haben. Und die Tomaten sind auch nicht mehr frisch«, hatte meine Mutter erregt zurückgeflüstert.

»Geh zu Ferreira und laß es anschreiben!«

Meine Mutter hatte das bleiche Gesicht geneigt, mit der Gebärde einer Schlafwandlerin ihre dunkle Hornbrille über die Augen gezogen und ihre Einkaufstasche genommen.

Bruno erfuhr beim Essen, daß wir früher »de Saint-Privaz« hießen und auf überaus verworrenen, offenbar ehebrecherischen Wegen mit den Grafen von Toulouse verwandt gewesen waren. Während der Revolution hatte die Familie den Adelstitel abgelegt. Im neunzehnten Jahrhundert hatten die Saint-Privaz' ihr Vermögen aus der Seiden- und Baumwollspinnerei bezogen. Seit dem Ersten Weltkrieg war das Unternehmen verkommen und die Familie völlig verarmt. Unser Haus, ein früherer Landsitz, war nie renoviert worden. Im Rausch der Städteplanung hatte man die Autobahn fast mitten durch den großen Garten gezogen; die Ent-eignung hatte der Familie immerhin etwas Geld eingebracht. Nun

fuhren die Lastwagen an meinem Schlafzimmer vorbei. Nachts im Bett spürte ich, wie die Wände bebten.

»Wir wissen natürlich nicht«, sagte mein Vater, melancholisch lächelnd, »wie lange wir es uns noch leisten können, hier wohnen zu bleiben. Wir leben von geborgter Zeit, aber schließlich ist jede Zeit geborgt. Und in allem, was auseinanderfällt, sollten wir die Zeichen einer Beständigkeit erblicken, nicht wahr, Monsieur Chardonne?«

Bruno räusperte sich und meinte, er sähe das auch so. Mein Vater schlug ihn mit seinen rhetorischen Taschenspielerereien in seinen Bann, ebenso mühelos, wie er seine Studenten im Hörsaal fesselte und meiner Mutter bei jeder Gelegenheit Hörner aufsetzte.

Mein Vater! Plötzlich sah ich ihn wieder vor meinem geistigen Auge und erduldet diesen Anblick nur deshalb, weil er weit weg war. Ich sah ihn auch nicht ganz, sondern nur in gewissen Einzelheiten: das schiefergraue Haar, das er sorgfältig pflegte, die hohe Stirn, die starke Nase. Die Kinnlade trat ein wenig hervor und mit ihr die kräftige, hochrote Unterlippe. Seine Augen, saphirblau und vorstehend, mit dicken Tränensäcken und kaum zuckenden Wimpern, zeigten um die Iris das Weiß glänzenden Porzellans. Ein Blick, starr wie der einer Statue, träge und seltsam betörend. Er sprach ungezwungen, lachte herablassend und maliziös.

Zweimal im Jahr bestellte sich mein Vater maßgeschneiderte Hemden; meine Mutter mußte ihre Schuhe immer wieder neu besohlen lassen. Er kaufte sich Kaschmirpullis und englische Trenchcoats; meine Mutter trug zehn Jahre lang den gleichen Wintermantel. Die Wolle war längst abgeschabt, das Futter zerrissen, aber mein Vater sagte: »Du bist immer noch die Eleganteste.«

Meine Mutter zog den Mantel an und schwieg. Sie streute Kugeln gegen die Motten in die Schränke; der Geruch umhüllte sie wie die Essenz eines Parfüms, mir wird noch heute schlecht davon.

Als Schülerin besaß ich nur ein Paar Jeans, einige Blusen und zwei Röcke, einen geblühten für den Sommer und einen aus Wolle für den Winter.

Meine Wäsche war grau vom vielen Waschen, die Gummibän-

der ausgeleiert, und die Nähte meiner beiden Nachthemden hatten Löcher unter den Ärmeln. An jenem Morgen, als ich Bruno begegnete, war ein Träger meines Büstenhalters abgerissen. Ich hatte ihn mit einer Sicherheitsnadel festgesteckt.

Ich hatte gerade Brot geholt und lief über die Straße. Plötzlich kreischten Bremsen. Ein heftiger Stoß – ich lag mit dem Gesicht auf dem Pflaster.

Bruno war geschäftlich unterwegs nach Marseille und hatte in Arles im Hotel »Arlatan« übernachtet. Als er nach dem Frühstück durch die engen Gassen der Altstadt fuhr, war ich auf dem Kotflügel seines Wagens gelandet.

Meine linke Hüfte schmerzte, ebenso das Knie. Wie durch Nebel drangen aufgeregte Stimmen in mein Bewußtsein. Ein Mann faßte mich an den Schultern und half mir hoch. Ich schwankte ein wenig, stützte mich auf ihn, auf die Kühlerhaube des Wagens, ich weiß es nicht mehr. Ich biß die Zähne zusammen, spürte, wie mir der Schweiß kalt über den Rücken lief. Endlich klärte sich mein Blick. Ich krümmte mich und stöhnte vor Schmerz, während der Mann, der mich stützte, betroffen und mit fremdem Akzent auf mich einredete. Er war jung, mit herben, nicht unsympathischen Zügen und dunklem Haar.

»Sind Sie verletzt? Haben Sie Schmerzen?«

Eine Menge Leute drängten sich um den Wagen. Ich spürte etwas Klebriges an meinem Bein, und als ich hinsah, tropfte das Blut aus einer Platzwunde. Der junge Mann reichte mir mit zitternden Händen ein großes, sauber gefaltetes Taschentuch.

»Oh, Gott, das ist ja ganz entsetzlich! Sie sind so unerwartet über die Straße gelaufen! Ich konnte nicht mehr rechtzeitig bremsen. Und dabei fahre ich immer so vorsichtig!«

Das tat er. Er kaufte gute, teure Wagen, die er im Durchschnitt fünf Jahre behielt. Solange wir verheiratet waren, hatte er nie einen Unfall gehabt.

»Es ist nicht so schlimm«, sagte ich, als ich endlich wieder sprechen konnte. Meine Hüfte tat weh, aber zum Glück war nichts gebrochen. Ich lächelte, um den Mann zu beruhigen. Er starrte mich an; ich sah, wie sein Blick sich veränderte. Ich war nicht mehr

irgendeine Fußgängerin, sondern ein Mädchen, das er plötzlich wahrnahm.

In seiner Panik schlug er vor, mich zum nächsten Krankenhaus zu fahren. Doch, doch, ich brauche unverzüglich eine Spritze gegen Blutvergiftung! Ich schüttelte den Kopf. Er sollte sich keine Sorgen machen, es war wirklich nicht schlimm. Die Leute merkten inzwischen, daß nicht viel passiert war, und zerstreuten sich. Einige Fahrer begannen ungeduldig zu hupen.

»Erlauben Sie mir wenigstens, Sie nach Hause zu fahren«, sagte der junge Mann, »Sie müssen die Wunde so schnell wie möglich behandeln.« Er hielt mir die Tür auf. Ich zögerte, aber nur kurz. Das Bein mit einer kleinen Grimasse nachziehend, stieg ich in den blauen Taunus mit dem Schweizer Nummernschild und zeigte ihm den Weg.

So fing es an. Wie Bruno mir später erzählte, war es für ihn die berühmte Liebe auf den ersten Blick. Er schlug vor, auf der Rückreise wieder vorbeizukommen.

Er wollte mich in ein schönes Restaurant zum Essen einladen. »Schließlich bin ich Julie eine Entschädigung schuldig!« Mein Vater hatte sofort gemerkt, daß Bruno, wie man sagt, »ernste Absichten« hatte. Die Gelegenheit hätte er sich nicht träumen lassen. »Ein netter junger Mann!« sagte er, kaum daß Bruno aus dem Haus war. »Ich an deiner Stelle würde ihn mir warmhalten!« Er lachte dabei, und meine Mutter nickte, die weißen Hände im Schoß gefaltet. Ich fühlte, wie erleichtert sie war. Dieser Schweizer kam wie gerufen, hoffentlich verschwand ich mit ihm auf die andere Seite der Alpen! Haß sammelte sich in mir an, wie dunkler Frost. Meine Hände wurden feucht, meine Knie verloren ihre Kraft und zitterten. Doch ich beherrschte mich, holte tief Luft und dachte: Worüber regst du dich auf?

Zwei Tage später war Bruno wieder in Arles, brachte meiner Mutter einen Blumenstrauß mit, nicht ahnend, daß sie Blumen haßte, und lud mich ein, den Tag mit ihm zu verbringen. Ich wußte, was er wollte, und kam vor Panik fast um. Die Schreie meiner Kindheit steckten noch in mir, ich bewahrte sie auf, mit der Wunde zwischen meinen Beinen. Die Angst beschleunigte meinen

Kreislauf, ich sehnte mich nach Schlaf, nach Dunkelheit und Vergessen.

Doch ich zog eine frische Bluse und saubere Unterwäsche an und fuhr mit Bruno nach Saintes-Maries-de-la-Mer. Bruno hatte ein kleines Hotel am Strand ausgesucht. Wir saßen auf der Terrasse mit Blick auf den Strand. Die Ferienzeit hatte noch nicht begonnen, es waren nur wenige Touristen da. Bruno hatte für mich Trüffelalat, Gänseleber mit grünem Spargel und Kalbsfilet bestellt, Gerichte, von denen ich nicht einmal wußte, daß es sie gab. Dazu tranken wir teuren Rotwein – ich nur ein halbes Glas. Inzwischen erzählte Bruno von sich. Er brauchte gewichtige Worte, die er zu wohlklingenden, unterhaltenden Sätzen formte. Sein methodisches Denken wirkte beruhigend. Er strahlte Selbstsicherheit aus; es klang, als ob er über das Leben Bescheid wüßte. Ich hörte zu, lächelte an den richtigen Stellen. Nachdem er mir eine Stunde lang das Gefühl seiner eigenen Bedeutung vermittelt hatte, sagte er plötzlich:

»Aber ich bin nicht interessant – erzähl von dir!«

Von mir? Meine eigene Welt hatte ich bereits aufgegeben. Mein Leben reduzierte sich auf einige Bruchstücke, und das Wesentliche mußte ich ihm verschweigen.

»Ich habe gerade Abitur gemacht. Im Oktober gehe ich nach Montpellier. Ich will Japanologie studieren.«

Er lachte wie bei einem guten Witz.

»Wie kommst du ausgerechnet darauf?«

Ich wandte die Augen ab.

»Es interessiert mich.«

»Das solltest du dir aber reiflich überlegen«, meinte Bruno. »Japanologie! Wohin führt das denn? Wie wär's, wenn du mit mir in die Schweiz kommen würdest? Ein begabtes Mädchen mit Abitur findet sofort einen interessanten Job. Ich helfe dir.«

Er hatte viele Freunde und alle in leitender Stellung; er wollte nachfragen, ob jemand eine Mitarbeiterin brauchte.

Ich bedankte mich und sagte, daß ich darüber nachdenken würde. Das Meer roch nach Tang, die Sonne blendete. Bruno hatte seine Krawatte gelockert und seine Jacke über die Stuhllehne ge-

hängt. Wir tranken schwarzen, starken Kaffee, und Bruno rauchte eine Zigarette. Als er meine Hand streichelte, biß ich die Zähne zusammen. Aber ich zog die Hand nicht weg.

Das Zimmer war klein und nur mit einem Waschbecken versehen. Die Wände waren mit rosa Blümchentapete überzogen. Auf dem Bett lag eine blaue Steppdecke, die muffig roch. Eine Schirmwand verbarg ein Bidet auf einem zweckmäßigen Linolbelag.

»Sehr französisch!« kommentierte Bruno.

Er hatte die Vorhänge zugezogen und zur Sicherheit noch die Rolläden heruntergelassen. Das Bett war zu eng, die Matratze knirschte. Bruno lag mit seinem ganzen Gewicht auf meinem vollen Magen. Ich versteifte mich in seiner Umarmung, reglos, von stummen Schreien erfüllt. Du wirst es ertragen, du kannst es ertragen. Schlimmer als damals wird es nicht sein. Inzwischen erforschten Brunos Hände meinen Körper, massierten schmerzhaft meine Brüste. Er murmelte, daß ich herrlich gebaut sei, schön wie eine Brunnenfigur. Er führte meine Angst und Verkrampftheit auf Unerfahrenheit zurück. Ich rollte mich auf die Seite, zog die Beine an, ohne es zu wagen, zu stoßen. Mich befahl eine sonderbare Gelähmtheit, fast wie ein Starrkrampf, während er meinen Körper in die richtige Stellung schob und wie bei einer athletischen Übung dabei keuchte. Endlich kam er zum Ziel und zog sich rasch zurück, weil ich ihm gesagt hatte, daß ich die Pille nicht nahm. Doch das merkte ich längst nicht mehr. Ich schlief bereits, glitt in warme, schützende Dunkelheit und schlug die Augen erst wieder auf, als er mich lachend wachrüttelte. Er führte mein Schlafbedürfnis auf seine soeben vollbrachte Leistung zurück und fühlte sich geschmeichelt.

Während ich zusammengerollt dalag, zündete er sich eine Zigarette an, rauchte versonnen und offenbar höchst befriedigt. Als er mich weinen sah, war er ehrlich betroffen:

»Was hast du? Habe ich dir weh getan?«

Ich schüttelte nur den Kopf, und er reichte mir sein Taschentuch. Natürlich hatte er gemerkt, daß er nicht der erste Mann in meinem Leben war, und fragte direkt, mit wie vielen Männern ich

bereits geschlafen hätte. Ich schluchzte und sagte, nur mit einem, was ja in gewisser Weise der Wahrheit entsprach. Er sagte, nun weine doch nicht, mein Häschen, ist ja alles halb so schlimm. Für ihn spiele es keine Rolle, und er habe durchaus das Gefühl, daß wir uns gut verstehen.

Ich verbarg mein heißes Gesicht an seiner Schulter, und er gab mir, für eine Weile, die Illusion seiner Zärtlichkeit.

Während der nächsten zwei Monate verbrachte er jedes Wochenende mit mir. Wir fuhren nach Nizza, Cannes und nach Les-Baux-de-Provence. Daß ich jedesmal beim Geschlechtsakt einschliefe, nahm Bruno amüsiert in Kauf; eine Zeitlang weckte er mich sanft, mit einem Kuß oder einem Streicheln. Dann wachte ich auf, mit weichen, gelösten Gliedern, und hängte mich an seinen Hals wie ein Kind, was ihn erregte. Doch sobald er sich auf mich wälzte, sobald ich unter diesem feuchten Fleisch, diesen schweren Knochen lag, glaubte ich zu ersticken. Ich keuchte, schnappte nach Luft, versteifte mich in Erinnerung eines Schmerzes, der jedoch nicht einsetzte oder nur ganz schwach. Stell dich nicht so an, wehr dich nicht. Es tut ja kaum weh. Und gleich kannst du dich waschen.

Im Oktober schrieb ich mich an der Universität von Montpellier ein. Ich sollte bei Tante Marguerite, der Schwester meiner Mutter, wohnen. Ich hatte schon früher drei Jahre bei ihr gewohnt. Ein paar Tage, bevor das Semester anfang, kam Bruno nach Arles und fragte mich, ob ich ihn heiraten wolle. Er erklärte mir, daß er für gewöhnlich nicht mit der Tür ins Haus falle, sich aber der Entfernung wegen Gedanken mache. Er sei ein vielbeschäftigter Mann und könne nicht jedes Wochenende nach Südfrankreich kommen, nur um mir kunstgerecht den Hof zu machen. Andererseits halte er nicht viel von alten Floskeln. Was ihn betreffe, habe er bereits einige Frauen »vernascht«, sei jedoch davon überzeugt, daß ich die einzig Richtige war, mit der er »den Bund fürs Leben« schließen wolle.

Tief in meinem Inneren focht ich einen Kampf aus. Ich mußte

wählen. Morgen? Was? Wer? Nichts. Ein dunkles Loch. Studieren, wozu eigentlich? Früher war die Welt ein Bilderbuch, das Lernen eine Verzauberung, die Zukunft leicht und schillernd wie eine Seifenblase. Jetzt kam mir alles, was ich vorhatte, groß und schwierig vor, fast zu schwierig. Neunzehn Jahre, soeben erwachsen geworden, und schon war meine Lebenskraft ausgelöscht; ich fühlte mich hilflos und verloren wie der Vogel in der Hand des Jägers. Ich war nicht tot, aber auch nicht mehr lebendig. Ich brauchte eine schirmende Wand zwischen mir und der Außenwelt, eine Stimme, die ruhig und zärtlich zu mir sprach, ein Herz, das ich schlagen hörte, einen Arm, der mich umfaßte. Ich suchte ein Licht im Dunkeln, ich sehnte mich nach einem Traum ...

Und nun war Bruno da. Solide und real. Ich gewöhnte mich allmählich an seine Art, Sprüche zu klopfen, redete mir sogar ein, daß sie ihm etwas Sachverständiges gaben. Er machte mir den Eindruck eines gewissenhaften Menschen, nicht besonders geistreich oder überdurchschnittlich intelligent, aber verlässlich und klug. Er war jemand, bei dem ich Vertrauen lernen konnte, und das war genug. Ansprüche konnte ich nicht stellen, das hatte mir meine Mutter immer wieder gesagt. Bruno war bereit, mich zu nehmen, als sei nichts gewesen. Er zeigte sich in diesen Dingen sehr großzügig. Vielleicht konnte er meine Wunden heilen, nicht heute, aber in Zukunft. Warum zögerte ich noch? Ich sagte ja.

Wir fuhren zu meinen Eltern, um ihnen unseren Entschluß mitzuteilen und die nötigen Papiere zu holen. Nichts hielt mich in Arles zurück; wir waren übereingekommen, daß ich mit Bruno noch am gleichen Tag weiterfahren würde.

Wir trafen gegen Mittag ein. Mein Vater war gerade nach Hause gekommen, und es roch nach gebratenem Fisch. Bruno sagte gleich, daß wir nicht zum Essen bleiben würden. Mein Vater holte eine Flasche Anisette aus dem Schrank, meine Mutter stellte Gläser auf den Tisch. Ich wollte nichts trinken. Wir setzten uns, und mit gewichtigem Räuspern ergriff Bruno das Wort. Während er sprach, hielt meine Mutter die Hände im Schoß gefaltet. Mein Vater saß in steifer Haltung, den Rücken kerzengerade. Im Gegen-

licht wurde mir sein Profil undeutlich; nur ein Umriss noch die harte Nase, der vorspringende geschlossene Mund. Aber er hörte Bruno nicht zu, er horchte auf etwas in sich selbst, und sein Lächeln war vieldeutig. Dieser Entschluß sei etwas voreilig, antwortete er schließlich mit teilnehmender Stimme, und solch ein bedeutungsschweres Ereignis verlange nach einem formelleren Rahmen. Gleichwohl, die Zeiten hätten sich geändert. Auch er müsse lernen, modern zu denken, und er wolle dem Glück seines einzigen Kindes nicht im Weg stehen. Beim Sprechen hob er die Zigarette an den Mund. Mein Blick fiel auf die kleinen Narben auf seinem rechten Handrücken. Eine Zeitlang waren sie dick und rot gewesen, jetzt verblaßten sie.

Ich konnte kaum abwarten, den Raum zu verlassen. Die Menschen prägen die Gegenstände, die sie umgeben, mit dem Klima ihrer eigenen Seele. Dieses Zimmer gehörte meinen Eltern, nicht mir. Ich spürte die Feindschaft wie Treibholz um mich herum schwimmen und wunderte mich, daß Bruno sie nicht auch spürte. Behaglich fühlte er sich auf keinen Fall. Sein Hemd war verschwitzt, so daß ich sogar die schwarzen Härchen auf seiner Brust sah. Als mein Vater aufstand und lautlos an ihm vorbei aus dem Zimmer ging, steckte er sich nervös eine Zigarette an. Meine Mutter schob ihm stumm den Aschenbecher zu. Die Standuhr tickte. Ich saß wie erstarrt, ich hätte laut schreien können. Sei ruhig. Reiß dich zusammen. Gleich ist es vorbei.

Mein Vater kam zurück und brachte die Unterlagen für das Aufgebot. Er tat sehr jovial, beglückwünschte Bruno, legte ihm den Arm um die Schultern und nannte ihn mit Nachdruck »mein lieber Sohn«. Zu mir sprach er einige noble, wohlklingende Worte; doch wir sahen aneinander vorbei und vermieden sorgfältig jede auch nur angedeutete Berührung. Meine Mutter brachte Kaffee und zog sich dann zurück. Bruno schlürfte den bitteren schwarzen Kaffee, sah mehrmals auf die Uhr und wandte sich zu meiner unsagbaren Erleichterung endlich an mich. »Liebling, wolltest du nicht deinen Koffer packen? Wir sollten bald fahren! Bei diesem Verkehr!«

Hastig stellte ich die Tasse ab und stürzte aus dem Zimmer, als

ob ich flüchtete. Ich ging in mein Zimmer und schloß laut die Tür hinter mir. Mein Herz pochte; ich atmete rasch, fast keuchend.

Meine Augen schweiften durch den Raum. Das alte Eisenbett, der Nachttisch, die Kommode mit der grüngesprenkelten Marmorplatte, der verkratzte Schrank, der Schreibtisch. Ich erinnerte mich, wie ich mit diesen Möbeln verbunden gewesen war, wie sie geknarrt, geseufzt und geklopft hatten. Wie sie für mich gekämpft hatten. Heute regte sich nichts. Die Gegenstände schliefen.

In diesem Zimmer war ich dem Teufel begegnet. In dem Alter, wo sich die Herzen kleiner Mädchen den Gefühlen öffnen, hatte sich die Welt der Liebe für mich verschlossen. Der körperliche Schmerz war vergangen. Ich spürte nur noch die wahre, die unheilbare Verletzung: die Zerstörung aller Traumbilder, den Mord an meiner Kindheit. Hier war mir beigebracht worden, daß die Liebe – oder vielmehr das, was man so nennt – in Wirklichkeit schmutzig und grausam und ganz furchtbar ist. Liebe ist ein Würgen, ein Erstickern, sie ist Speichel und Blut. Liebe ist ein Keuchen, ein Schreien und ein Bezwingen: die Gelenke, brutal verdreht, die zarten Sehnen, qualvoll auseinandergezogen, und dann die Wunde, ganz tief, noch tiefer, reißend, glühend und pochend. Die Liebe? Einst hatte ich sie erlebt wie einen flüchtigen, herzergreifenden Augenblick im Frühling, wenn der erste warme Windhauch die Blüten berührt. Jetzt hatte sie nur noch einen ganz bestimmten Geruch: Sie schmeckte in meinem Mund wie das Erbrechen.

Natürlich hatte es sich nicht ohne Widerstand zugetragen: Ich hatte gekämpft, auf meine Art. Der Kampf hatte sich auf das Bett mit dem blutbeschmierten Laken beschränkt, und irgendwie war es mir gelungen, den Teufel zu vertreiben.

Den Teufel, der mein eigener Vater war.

Gleich danach wurde ich krank. Meine Seele wanderte an der Grenze des Todes, kehrte nur widerwillig in einen Körper zurück, der sich ohne jede Lebenskraft nur nach Ruhe sehnte. Es sollte wohl sein, daß ich weiterlebte. Obwohl mein Vater mich vergewaltigt hatte und meine Kindheit für immer auf dem kleinen jüdischen Friedhof, jenseits des Rhôneufers, begraben war ...

Aber das war schon lange her. Seitdem hatte mein Vater mich

nie wieder angerührt. Er hatte Angst vor mir. Er wußte, was ich tun konnte. Denn das Schlimme war nicht nur das, was er mir angetan hatte. Das Allerschlimmste war mein Geheimnis. Das durfte niemand erfahren. Vieles davon war mir zum Glück entfallen. Aber irgendwo in mir war die Erinnerung, und nachts spürte ich, wie die Stille atmete. Ich konnte sicher sein, vollkommen sicher, daß mein Vater über diese Sache nicht sprach. Es war schwer festzustellen, was er eigentlich dachte, aber irgendwo gab es etwas, woraus er keine Schlüsse mehr ziehen konnte.

Ich schob die Erinnerungen von mir weg, fühlte, wie sie zurückwirbelten, sich auflösten. Der Druck wich von meiner Brust; ich atmete freier. Mit beiden Händen warf ich mein Haar aus dem Gesicht, bückte mich und zog einen verbeulten Lederkoffer unter dem Bett hervor. Als ich die Schranktür öffnete, hörte ich in der Stille das leise, vertraute Knarren. An den Bügeln hingen einige Kleidungsstücke; ich nahm nur das Nötigste mit. Ich packte meinen Plattenspieler und einen Stoß alter Platten ein, von denen ich mich in kindlicher Sentimentalität nicht trennen wollte. Noch etwas? Mein Blick richtete sich auf das kleine Bücherregal. Neben klassischen Romanen standen Sachbücher über Japan sowie mein japanisch-französisches Wörterbuch. Ich schüttelte fassungslos den Kopf. Brunos Frage war berechtigt gewesen: Wie war ich eigentlich auf die Idee gekommen, Japanologie zu studieren? Es hing mit einem Erlebnis von früher zusammen. Ein Kinderbuch, das ich haben wollte und meine Eltern mir nicht gekauft hatten. Es war schon lange her. An den Titel entsann ich mich nicht mehr. Die Autorin hieß ...

Denk nicht mehr daran.

Ich ließ die Bücher stehen, schloß den Koffer und schleppte ihn aus dem Zimmer. Auf der Schwelle wandte ich mich um, ließ die Blicke ein letztes Mal über die Dinge im Raum wandern. »Lebt wohl!« flüsterte ich. Doch die Antwort blieb aus. Die Gegenstände waren für immer verstummt. Mein Geist hatte sich aus ihnen zurückgezogen. Nicht einmal die Holzstufe knarrte, als ich mit dem Koffer in der Hand die Treppe hinunterstieg.

Auf der Autobahn zog Bruno mit den Lippen eine Zigarette aus dem Päckchen.

»Ich kann mich täuschen, aber ich werde den Eindruck nicht los, daß etwas mit eurem Familienleben nicht stimmt. Probleme gibt es ja überall, aber kannst du mir vielleicht sagen, was los ist?«

Ich schwieg. Es war sehr heiß; meine Augen verloren sich in den Luftspiegelungen, die wie blaues Wasser über dem Asphalt schwebten. »Ach, nichts von Bedeutung«, sagte ich schließlich.

»Jeder Mensch«, sprach Bruno bedächtig, »hat dann und wann das Bedürfnis, sich auszusprechen. Als zukünftige Eheleute sollten wir keine Geheimnisse voneinander haben.«

In seiner Anteilnahme war Bruno durchaus redlich. Er hielt sich für einen erfahrenen, hilfsbereiten Menschen. Ich jedoch bewegte mich in den Grenzen eines inneren, wohlbehüteten Kreises. Keiner sollte mich berühren, mich verletzen. Daß ich von meinem Vater vergewaltigt wurde, hätte ich ihm vielleicht sagen können. Eine Zeitlang glaubte ich sogar, es würde möglich sein.

Ich bin noch nicht gestorben! rief ich Bruno im Geiste zu. Noch ist es Zeit! Umarme mich. Küß mir die Tränen vom Gesicht, wärme mich mit deiner Haut, tröste mich mit Zärtlichkeit und im Flüsterton, damit ich fühle, wie mein Leben zurückkommt. Wühle die Dunkelheit in mir auf, reiße sie von meinem Herzen, verwandle sie in Licht.

Aber Bruno hörte die verzagten, flehenden Klopfzeichen meiner verborgenen Qual nicht. Er meinte es gut; aber ihm fehlte das wahre Verständnis, das Mitgefühl. Sein Herz kannte nicht die Achtung, die Höflichkeit, die Liebe zu allen Geschöpfen. Auch Jahre später, als wir uns in nervenaufreibende Diskussionen verstrickten oder in tagelangem, zermürendem Schweigen aneinander vorbei lebten, hatte ich ihm niemals klarmachen können, daß seine Besserwisserei jedes offene Gespräch unmöglich machte. Und nun saß ich neben ihm, schauernd, fast erstickend.

»Bitte, Bruno«, sagte ich leise, »ich mag nicht darüber reden.«

»Und warum nicht?«

Er stieß den Rauch aus, wartete, daß ich etwas sagte. Ich hustete, meine Augen brannten, ich kurbelte die Scheibe herunter, um frische Luft in den Wagen zu lassen.

»Es war sehr traurig, und ich will mich nicht daran erinnern.«

Doch Bruno in seiner sturen, methodischen Art ließ nicht locker. »Wir sollten das Problem diskutieren und gemeinsam eine Lösung suchen. Deine Angelegenheiten sind von jetzt an auch die meinen.«

Irgendein Lügenmärchen hätte ihn wahrscheinlich beruhigt. Aber dazu fehlte es mir an Phantasie und vor allem an Kaltblütigkeit. Als keine Antwort kam, warf er mir einen Blick zu und sah, daß ich weinte. Die Tränen liefen warm über mein Gesicht.

»Bitte, nicht!«

Immerhin war Bruno kein Holzklotz; er spürte, daß meine Verzweiflung echt war, und ließ tief verunsichert sein übliches Verlegenheitsräuspern hören.

»Also, wenn du nicht darüber sprechen willst, lassen wir das Thema eben fallen«, sagte er, wobei er selbst nicht wußte, ob er sich jetzt ergriffen, besorgt oder pikiert zeigen sollte. Ich atmete wie eine, die vorm Ertrinken gerettet wird, zerdrückte die Tränen mit den Fingern und zwang mich, den Kopf an seine Schulter zu lehnen. Die Geste wirkte versöhnlich. Er legte den freien Arm um meinen Hals und wühlte mit seiner typisch groben, aber wohlmeinenden Zärtlichkeit in meinem Haar.

»Nun weine doch nicht«, brummte er, echt berührt und spürbar sexuell erregt. »Es wird schon alles gut werden ...«

Wir fuhren spät am Abend über die Schweizer Grenze. Bruno wollte nicht, daß ich bei ihm wohnte. Ich sollte nicht ins Gerede kommen. Er hatte von einer Raststätte aus in Vevey angerufen und mir ein Hotelzimmer besorgt. Dort wohnte ich bis zu unserer Hochzeit.

Legte Bruno seine selbstherrliche Art beiseite, dann zeigte er sich liebenswürdig, humorvoll und sogar zu Streichen aufgelegt, manche davon an der Grenze der Geschmacklosigkeit. Er hatte etwas von einem strenggehaltenen Internatszögling an sich, der in seiner Freizeit nahezu wollüstig auf die Pauke haut.

Wir machten Pläne für die Zukunft. Arbeiten, wie ich es ursprünglich vorhatte, kam nicht in Frage.

»Ich bin vielleicht etwas altmodisch«, sagte Bruno, »aber in unsicheren Zeiten sollten bewährte Traditionen als Lebensregel neu beachtet werden.«

Dazu gehörte die Frau am heimischen Herd als Hort und Stütze des Familienlebens. Bruno würde mir selbstverständlich eine Putzfrau besorgen. Schön sollte ich es haben. Auf Händen wollte er mich tragen. Und da ich mich weder als besonders gescheit noch als besonders begabt empfand, ließ ich mich fügsam und sogar zufrieden in dieses Schema pressen.

Wir heirateten Anfang November. Die Trauung wurde in der Sankt-Johann-Kapelle in Greyerz abgehalten. Das flaggen geschmückte Städtchen mit seinem roten Herbstlaub und den vergoldeten Wirtshauschildern kam mir wie das Bühnenbild für ein Theaterstück vor, in dem ich im weißen Spitzenkleid die Rolle der Braut spielte. Bruno hatte über achtzig Gäste eingeladen, Geschäftsfreunde, Leute vom Kiwanis-Club, von der Offiziersgesellschaft, von Presse und Rundfunk. Die Abwesenheit meiner Eltern blieb natürlich nicht unbemerkt. Mit gefühlvollem Beben in der Stimme teilte Bruno den Gästen mit, daß mein Vater schon lange an Herzbeschwerden litt und daß meine Mutter, die ihn aufopfernd pflegte, sich schmerzerfüllt dazu entschlossen habe, dem glücklichen Anlaß fern zu bleiben.

Viele Jahre später sagte Franca zu mir:

»Wie schade, daß ihr auseinandergeht! Ihr wart so ein hübsches Paar. Aber eine Hochzeit ist wie ein Feuerwerk. Bunt, laut und teuer. Eine Illusion. Und wenn es ruhig wird, lernt man sich kennen. Hör auf zu weinen, *l'Arlésienne!* Daß man sich nicht mehr versteht, ist etwas sehr Durchschnittliches.«

2. KAPITEL



»Warum sind deine Eltern eigentlich nicht zur Hochzeit gekommen?« fragte Paul. »Paßte Bruno ihnen vielleicht nicht?«

Wir lagen an Deck der »Stella« und sonntten uns. Der Himmel war tiefblau, Dunst schwebte über den Weinbergen. Das Wasser, kühl und durchsichtig, funkelte golden.

Pauls Frage hing zwischen uns in der warmen, nach Sonnenöl duftenden Luft. Ich hob den Arm, bedeckte meine Augen mit der Hand.

»Ich wollte sie nicht sehen«, sagte ich.

»Was war denn zwischen euch?«

Ich holte gepreßt Luft und fühlte, wie meine nackten, eingeeilten Brüste sich hoben. Tief in mir schlief die Vergangenheit. Ich wollte sie nicht wecken.

»Laß nur. Es ist schon lange her.«

»Die stumme Julie«, neckte er mich. »Ich kenne dich inzwischen. Du beißt dir lieber die Zunge ab, als zu sagen, wie es in dir aussieht.«

Er hatte einen feinen Instinkt und überspielte das Thema. Ich war ihm dankbar dafür und fühlte, wie ich mich entspannte. Der innere Druck löste sich.

Eine Sirene hupte. Das Wasser rauschte. Die »Stella« begann zu schaukeln. Durch meine gespreizten Finger sah ich ein möwenumschwärmtes Dampfschiff das Wasser durchpflügen. Als der Wellengang sich beruhigte, fragte Paul:

»Hast du mit deinen Eltern noch irgendwelchen Kontakt?«

Ich schüttelte wortlos den Kopf.

»Kein Foto? Keine Briefe?«

»Nein.«

»Vermißt du nichts? Hast du nicht eine Art Heimweh nach irgend etwas von damals?«

»Mein Vater hat Alzheimer und lebt jetzt in einem Pflegeheim. Meine Mutter hat das Grundstück verkauft und wohnt irgendwo in der Stadt. Das Haus wurde abgerissen.«

Ich nahm die Hand von den Augen. Paul ergriff sie und hielt sie fest. »Du lagst also im Clinch mit deinen Eltern. Da erschien Bruno mit seinen Hoppla-jetzt-komm-ich-Allüren, machte dir Geschenke und führte dich in teure Lokale aus ...«

Ich lächelte, schon wieder beruhigt.

»Nur am Anfang. Später kaum noch. Du weißt ja, wie geizig er ist.«

»Deswegen wurde er ja auch reich«, meinte Paul. »Ich werde es nie sein. Geld interessiert mich nicht.«

»Nein, das stimmt nicht«, widersprach ich. »Du steckst nur alles in dein Schiff.«

»Das Schiff ist meine größte Liebe.«

Der Gedanke, daß er mich mit diesen Worten verletzen könnte, kam ihn nicht in den Sinn. Hätte ich es ihm gesagt, wäre er betroffen gewesen.

Wie war es gewesen, als er mich zum ersten Mal im Hafen von Montreux auf die »Stella« führte? Es war ein kühler Herbstnachmittag. Wir gingen über die Mole, an den verdeckten Segelbooten mit den unbeweglichen Masten vorbei, bis Paul stehenblieb und den Arm ausstreckte.

»Das ist die »Stella«, sagte er stolz, und ich hatte den Eindruck, daß er mir ein Lebewesen, eine Frau, vorstellte. Das Schiff war etwa acht Meter lang und hatte eine überdeckte Kajüte. Auf dem Hinterdeck lehnten zwei zugeklappte Liegen an der Wand, und die Matratzen lagen unter einem Segeltuch daneben. Das Boot war weiß gestrichen und der Name in großen schwarzen Buchstaben auf den sauber lackierten Bug gemalt.

»Ich bin gespannt, ob sie dich mag«, sagte Paul. Ich hatte nur gelächelt. Ich verstand durchaus, was er meinte.

Er schwang sich geschickt über die Reling und zog mich mit beiden Armen hinauf. Das Boot schaukelte leicht, als ich an Bord trat. Ich lehnte mich an das Dach der Kajüte.

»Warte, ich mache Licht«, sagte Paul.

Er drehte den Hauptschalter an, stieß die Falltür auf und sprang den Gang mit federndem Sprung hinab, ohne die Treppe zu benutzen. Ich sah unter mir im Helldunkel sein lachendes Gesicht.

»Achtung! Es ist steil!«

Ich stieg behutsam die schmale Treppe hinunter. Die Kajüte war geräumiger, als ich angenommen hatte. Es waren zwei Kojen da, auf jeder Seite eine. In der Mitte stand ein festgeschraubter Tisch. Alles Nötige war vorhanden: ein kleiner Kühlschrank, ein elektrischer Herd mit zwei Platten und ein Wandschrank für das Geschirr und die kleinen Haushaltsgeräte.

Paul brachte eine Flasche mit Gin. Er holte Eiswürfel aus dem Kühlschrank und füllte zwei Becher.

»Cheers!« Wir stießen an. Ich trank einen Schluck und ließ meine Blicke umherwandern.

»Ein hübsches Boot. Fährst du damit auch auf die Hochsee?«

Er setzte sich neben mich auf die Koje.

»Aber sicher. Ich lade es bis nach Genua auf und mache dort klar. Ich fahre zu den griechischen Inseln oder nach Malta. Manchmal segle ich die libanesischen Küste entlang.«

Außer dem Glucksen des Wassers gegen die Planken war fast kein Laut zu hören. Ich kam mir vor wie in einem Raumschiff, das weit von der Welt im weißen Wolkendunst schwebte. Es war ziemlich warm in der Kajüte und weniger feucht, als ich gedacht hatte.

»Mir gefällt es hier«, sagte ich.

Er lächelte.

»Stella mag dich. Ich kenne sie gut. Sie empfindet dich nicht als Eindringling.«

Ich fühlte, wie meine Augenlider zuckten. In mir bewegte sich etwas. Es war wie ein schwarzes Loch, das sich plötzlich auftat. Drinnen war das Geheimnis, von dem ich nichts wissen wollte.

»Glaubst du wirklich, daß Schiffe etwas empfinden können?«

»Du nicht?« fragte er.

Mein Herz pochte. Ich drückte den kühlen Becher an meinen Hals, um mich abzulenken. Das Loch schloß sich wieder, glatt und lautlos. Das Geheimnis blieb tief unten verborgen.

Was du auch tust oder sagst, denk nicht daran. Niemals. Und wenn du dich im Spiegel betrachtetest, sieh nur dein äußeres Bild an: ein glattes Gesicht, einen schmalhüftigen, anschniegsamen Körper. Er erweckt den Eindruck, daß er unter den Fingern eines Mannes zu feuchtem Ton wird, daß er sich ganz und gar gibt, daß er willig ist, geschmeidig und sinnlich. Aber der Eindruck täuscht. In Wirklichkeit bin ich gestorben, eingeschrumpft in meinem getrockneten Blut.

Ich lächelte Paul an.

»Ich war noch nie auf einem Segelboot.«

Er hob mir sein Glas entgegen und trank.

»Dann wird es aber höchste Zeit.«

Paul war knapp über dreißig, mittelgroß und täuschend feingliedrig; in Wirklichkeit war sein sehniger Körper durchtrainiert und hart. Seine Züge waren ebenmäßig, sein Lächeln freundlich. Er hatte nichts Auffallendes an sich. Man mußte ihn schon genauer betrachten, um seine schönen Zähne hinter den wohlgeformten Lippen und die kleinen, anliegenden Ohren wahrzunehmen.

Paul war Graphiker in Brunos Verlag. Er entwickelte Buchkonzepte in Zusammenarbeit mit den Autoren, bestimmte die Schriftform und die Fotoauswahl, bevor er mit Reprokamera und Computer die Maquette herstellte. Bruno war sich bewußt, daß der Sachverstand des Graphikers zum Erfolg eines Verlagsprogramms entscheidend beiträgt. Auch später, als die Spatzen unser Verhältnis von den Dächern pfliffen, tat er ahnungslos und gut gelaunt, mied Andeutungen und Sticheleien. Zwar hatte er schon mit größter Diskretion seine Fühler nach einem Nachfolger ausgestreckt, aber einen Besseren als Paul hatte er noch nicht gefunden. Paul war im Gegensatz zu Bruno nicht merkantil; ein gutes Gehalt war für ihn nicht das Wichtigste auf Erden. Es gab Tage, wo er seinen Job schlichtweg als Ernährungshurerei bezeichnete.

Wir kannten uns seit zwei Jahren; nähergekommen waren wir

uns erst, als Paul mir eines Nachmittags eine Maquette brachte, die Bruno noch am gleichen Abend zwischen zwei Geschäftsreisen prüfen sollte. Es war der erste richtig kalte Herbsttag gewesen. Ich hatte ihm einen Kaffee angeboten. Das Gespräch mit ihm verlief leicht und flüssig. Sein Lächeln gefiel mir. Als er mich für den kommenden Dienstag zum Essen einlud, sagte ich zu. Er war seit Jahren der erste Mann, mit dem ich reden wollte.

Wir fuhren nach Lausanne. Obwohl Paul nie ein Wort darüber verlor, führte er mich auch später immer nur in solche Lokale, wo er sicher war, daß wir weder Bruno noch irgendeinen seiner zahlreichen Geschäftsfreunde am Nebentisch antreffen würden. Ich war ihm für diese Rücksichtnahme dankbar. Bei dieser ersten Verabredung lernte ich ihn als aufmerksamen, interessierten Gesprächspartner kennen; einen, der mich weder falsch verstand noch den Sinn meiner Worte verdrehte, der sich nicht aufspielte, nicht moralisierte und der über Gefühle nachdenken konnte. Ich erzählte ihm einiges über Bruno und mich. Es erschien mir unermeßlich viel, daß ich mit ihm reden konnte und mir die richtigen Worte kamen. Als wir nach dem Essen einen Kaffee tranken, gestand er mir, daß ihm schon lange aufgefallen sei, wie zurückhaltend ich war.

»Ich dachte, an die ist nicht heranzukommen. Sie ist manchmal so still, als ob sie nicht vorhanden wäre. Sie lebt wie hinter einer Glaswand.«

»Ich bin nur müde. Manchmal könnte ich im Stehen schlafen. Ich zwinge mich jeden Morgen, so zu tun, als wüßte ich, was ich tue und warum ich es tue. In Wirklichkeit hat für mich nichts mehr einen Sinn.«

»Wenige Menschen sind sachlich genug, um zu wissen, was in ihnen vorgeht«, meinte Paul.

»Das trifft auch für mich zu. Es ist, als ob ich seit Jahren auf etwas warte, etwas Wichtiges. Und es macht mich kraftlos, weil ich überhaupt nicht weiß, was es ist.«

Er schmunzelte und wollte etwas sagen, doch ich kam ihm zuvor.

»Nicht, was du meinst. Ich bin nicht auf Abenteuer aus. Ich habe

auch keine Lust, mich mit anderen Leuten zu unterhalten. Ich suche etwas anderes. Etwas, das es wahrscheinlich nicht gibt.«

Paul beobachtete mich über den Rand seiner Tasse hinweg. Ich biß mir auf die Lippen.

»Entschuldige, aber ich kann es dir nicht besser erklären. Bruno würde sagen, ich solle mir einen Termin beim Analytiker geben lassen. Er behauptet, ich sei nicht ganz normal. Und manchmal habe ich auch diesen Eindruck.«

»Warum habt ihr eigentlich keine Kinder?« fragte Paul.

Ich schlug die Augen nieder.

»Ich habe nie aufgehört, mir ein Kind zu wünschen. Es liegt an mir, nehme ich an. Bruno wollte, daß ich mich behandeln lasse. Der Arzt sagte, ich sei völlig gesund, meine Unfruchtbarkeit sei psychischer Natur. Ich glaube, ich töte alles Leben in mir, in jeder Beziehung.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Paul.

»Mich kann keiner verstehen«, sagte ich hart. »Nicht einmal ich selbst. Ich bin nicht so geboren worden, aber jetzt ist es nun einmal so. Und inzwischen lebe ich dahin und warte auf etwas, das nie kommen wird. Und auf die Dauer, siehst du, ist das sehr deprimierend.«

Ich stockte; ich hatte schon zuviel gesagt. Er starrte mich an und lächelte plötzlich selbstgefällig.

»Vielleicht hat dein Warten jetzt ein Ende?«

Eine vage Unruhe beschlich mich. Ich spürte einen Schmerz, fein wie ein Nadelstich. Klar versteht er mich nicht, dachte ich. Wie sollte er auch? Ich sagte ihm ja nicht die volle Wahrheit. Aber er ist nett, und das Leben mit Bruno ist ziemlich abscheulich. Ich wollte ihn nicht verlieren.

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte ich.

Von da an sahen wir uns oft. Es kam fast von selbst, daß wir uns beim Gehen an der Hand hielten. Eines Nachmittags, als wir im Hafen von Lutry die Schwäne beobachteten, beugte sich Paul plötzlich vor und küßte mich auf die Wange. Leicht drehte ich das Gesicht zu ihm hin, und wir küßten uns auf den Mund, bevor wir eine Weile ganz still standen.

»Ich möchte dein Leben nicht komplizierter machen, als es ohnehin schon ist«, brach Paul endlich das Schweigen. »Wenn du jetzt meinst, daß wir uns lieber nicht wiedersehen sollten, würde ich es akzeptieren.«

Ich dachte darüber nach, einige Atemzüge lang. Dann hob ich den Kopf und erwiderte fest und voll seinen Blick.

»Mach dir deswegen keine Sorgen.«

Er legte mir den Arm um die Schultern und zog mich an sich. »Morgen gehen wir nach Montreux. Ich möchte, daß du mein Schiff kennenlernst.«

»Warum will Bruno sich eigentlich nicht scheiden lassen?« hatte er mich am nächsten Tag auf der »Stella« gefragt. Ich nahm einen Schluck Gin. Die Wärme tat mir gut.

»Er ist katholisch.«

»Du nicht auch?«

Ein Schauer durchlief mich. Meine Arme bedeckten sich mit Gänsehaut, und ich wich der Frage aus.

»Es geht nicht darum. Ich hätte Bruno längst verlassen sollen, schon vor Jahren, als ich mir noch etwas zutraute.«

»Du schreibst ausgezeichnete Texte. Und deine Schwarzweißbilder haben Profi-Niveau. Das ist kein leeres Kompliment. Du weißt, daß ich mich darin auskenne.«

Vor ein paar Jahren hatte ich an einem Fotokurs teilgenommen und mir einen Dushraum als Dunkelkammer eingerichtet. Meine Bilder entwickelte ich selbst.

»Kann ich davon leben?« fragte ich. »Und was unser Intimleben betrifft ... Bruno bezeichnet Sex als primitiv, will aber, wie er sagt, seinen Spaß haben, und mit mir kommt er nicht mehr auf seine Kosten. Ich ertrage ihn nicht mehr.«

Paul nahm einen Schluck.

»Wie lange geht das schon so?«

»Ich merkte schon von Anfang an, daß etwas mit uns nicht stimmte. Ich dachte, es läge an mir.«

»Warum hast du ihn eigentlich geheiratet?«

Ich drückte die Hand an den Kopf.

»Ich war sehr jung ...«

»Keine Seitensprünge inzwischen? Keinen Lover mal so nebenbei?«

»Ich sagte dir ja schon, Abenteuer liegen mir nicht.«

»Und Bruno?«

»Wenn du wissen willst, ob er mich mit anderen Frauen betrügt, kann ich dir nur sagen, ich weiß es nicht. Was er auf seinen Geschäftsreisen treibt, ist mir egal. Er kann von mir aus hundert Frauen haben, wenn ich bloß nicht eine von ihnen sein muß!«

»Du bist sehr offen«, sagte Paul.

»Ich spiele nur nicht gern die Scheinheilige. In unseren Breitengraden wird die Sexualität als Zeitvertreib oder als Hygiene, wie das Zähneputzen, betrieben. Mir käme der Ausdruck ›Spaß‹ in bezug auf Sex nicht einmal in den Sinn. Sex ist ... etwas anderes. Aber ich bin in diesen Dingen nicht normal.«

»Wer ist normal?« Paul lächelte sein freundliches Lächeln. »Die meisten Leute hören nicht auf sich selbst, sondern schielen ängstlich auf die Norm und messen sich am Durchschnitt. Ich persönlich bringe die Bereitschaft nicht auf, mich überall anzupassen. Eine ziemlich erboste Freundin hat mich kürzlich als ›Mann mit beschränkter Haftung‹ bezeichnet. Aber Geldverdienen war für mich nie ein Lebenszweck. Und was die Liebe betrifft, nun, ich schlafe nicht mit Frauen, um mich selbst zu bestätigen.«

»Bruno will keine Scheidung, da müßte er ja seine Fehler einsehen.« Ich gab mir Mühe, Paul die Dinge ruhig und unpersönlich darzulegen. »Er stellt mich lieber als hysterisch dar.«

»Du solltest dir einen Anwalt nehmen.«

»Bruno sitzt am längeren Hebel und hat überall Beziehungen. Nein, nein, das Risiko gehe ich nicht ein! Solange wir nicht offiziell geschieden sind, muß er für mich aufkommen.«

»Eine bequeme Lösung«, sagte Paul mit spöttischem Unterton.

»Manchmal wundere ich mich, wie ich das aushalte. Aber ich habe keine Energie mehr. Etwas Neues anfangen? Wozu?«

»Wir sind alle ein wenig feige«, meinte Paul gelassen.

»Ein wenig? Es gibt Tage, wo ich mich hasse!«

Jetzt lachte er.

»Ich finde das ein bißchen zu übertrieben. Es sollte doch genügen, daß du dich nicht magst.«

Sein Arm lag hinter mir über dem geblümten Kissen. Der Gin brannte mir in der Kehle und in der Brust. Ich trank selten und fühlte mich etwas beschwipst, mit weichen, schweren Gliedern. Ich lehnte den Kopf zurück. Paul stellte seinen Becher auf den Tisch. Er neigte sich zu mir und spielte mit seinen Fingern in meinem Haar. Dann senkte er seinen Mund auf meine Lippen. Ich zuckte kurz zusammen. Bruno hatte ich schon jahrelang nicht mehr auf den Mund geküßt. Ich spürte meinen Herzschlag und schnupperte an Paul wie ein scheues Kind. Hätte mich auch nur eine Spur seines Geruchs an Bruno erinnert, wäre ich sofort aufgesprungen. Doch Paul roch nach Sauberkeit, ein wenig nach Gin, und sein Rasierwasser duftete leicht nach Vanille. Er merkte sofort, wie verkrampft und ungeschickt ich war, ließ seine Lippen über meine Haut wandern, fand die Gesten, die mich beruhigten. Er bewegte mich dazu, mich auszustrecken, und über mich gebeugt flüsterte er: »Hab keine Angst! Ich will nichts weiter als das, was du mich nehmen läßt.«

Und so ließ ich ihn gewähren, noch etwas bange, mit unbewegtem Gesicht und geschlossenen Augen. Meine Ängste und Hemmungen legte ich ab, Stück für Stück, mit den Kleidern. Meine nackte Brust preßte sich an seine warme, elastische Haut, meine Lippen öffneten sich und spielten mit seiner Zunge. Ich war glücklich, in den Armen eines Mannes zu liegen, der sanfte Hände hatte, der sich Zeit nahm, mein Gesicht zu streicheln, mich auf Lider und Nasenspitze zu küssen. Ein Mann, der nicht nur an sich selbst und an seine eigene schnelle Befriedigung dachte. Paul wollte ein Präservativ verwenden, aber ich vertraute ihm und sagte nein. An jenem Abend kam ich ihm langsam entgegen, spürte, daß ich mich von ihm umarmen lassen konnte, ohne unter seinem Gewicht zu einem Eisblock zu erstarren. Und obwohl ich noch zögerte und zweifelte, obwohl meine Hände linkisch waren und zitterten, entdeckte ich doch meine Fähigkeit, Lust zu geben und zu empfangen. Aber noch während er in mir

war, fiel mein Kopf auf die Seite. Müdigkeit beschwerte meine Muskeln wie Blei. Ich fühlte, wie meine Augäpfel sich verdrehen, und schlief sofort ein.

Später, als wir entspannt unter der Decke lagen, fragte Paul: »Wie alt warst du eigentlich, als du zum erstenmal mit einem Jungen geschlafen hast?«

Die Frage klang locker, nicht einmal neugierig. Er wollte nur ein Schweigen überbrücken. Mich hätte er ebensogut in den Magen boxen können. Ein plötzlicher Schweißausbruch, ein flatterndes Gefühl im Bauch.

»Ich ...«, begann ich und biß mir hart auf die Lippen. Sei ruhig! dachte ich. Sei ruhig, und er wird dir nichts anmerken. Aber es half alles nichts. Wortlos stand ich auf, taumelte die Treppe hinab. Vor mir war die kleine Klotür. Meine Hand tastete nach der Klinke. Ich beugte mich über die Kloschüssel. Mir kam sofort der Magen hoch. Als ich mich erbrochen hatte, trank ich etwas Wasser. Ich wartete, bis sich mein Atem beruhigt hatte, dann ging ich wieder nach oben. Paul lag auf der Koje und blätterte die Zeitung durch.

»Ist dir nicht gut?«

»Ach«, sage ich gleichmütig, »ich glaube, ich habe etwas gegessen, das mir nicht bekommen ist. Nicht weiter schlimm.«

Er faltete die Zeitung zusammen und rückte auf die Seite, um mir Platz zu machen. Ich legte mich neben ihn, und er sagte:

»Ich bringe dir das Segeln bei. Wenn ich mit einer Frau auf See bin, soll sie wissen, wie man ein Schiff steuert.«

So fing es an. Und es dauerte über ein Jahr. Jedes Wochenende verbrachten wir gemeinsam, meistens auf dem See. Paul war ein glänzender Segler. Er machte auch im Winter klar, wenn der Wind heulte, die Wellen schäumten und kein anderes Segelboot auf der schiefergrauen, aufgewühlten Fläche kreuzte. So sehr ich den Menschen mißtraute, so wenig fürchtete ich mich vor den entfesselten Elementen. Je mehr sich die Segel hart am Wind spannten, die Takelage zitterte und die »Stella« schlingerte, um so stärker erwachten meine Kräfte. Ich genoß es, mit dem Wind zu kämpfen, das Stoßen und Rollen des Schiffes im ganzen Körper zu spüren.

In der Öffentlichkeit gab Paul sich ungeniert, grüßte unbefangenen gemeinsame Bekannte. Er stellte die Leute vor vollendete Tatsachen und lächelte belustigt, wenn sie kühl zurückgrüßten oder den Kopf schnell auf die andere Seite drehten, als ob sie uns nicht gesehen hätten.

»Warte nur ab«, meinte er. »Sie werden sich schon daran gewöhnen.«

Und so war es auch. Nach einigen Monaten legten sich die Gerüchte. Unser Verhältnis wurde schweigend toleriert, mit der mißbilligenden Duldsamkeit der Schweizer Kleinbürger. Bruno indessen stolzierte herum mit ziemlicher Würde, vorgewölbtem Brustkorb und zurückgeworfenem Kopf. Selbstgefällig schlüpfte er in die Rolle des durchaus klarsehenden, aber verständnisvollen Partners. Wenn ich ihm schon die Hörner aufsetzte, spielte er lieber den Großzügigen als den schäumenden Berserker, wohl wissend, daß man ihn bemitleidete. Sein gesellschaftliches Ansehen kam nicht zu Schaden. Nur ich, die »rothaarige französische Schlampe«, zog den kürzeren.

Von meinem Zusammenleben mit Bruno hatte ich Paul nur wenig erzählt. Ich hatte den Eindruck, daß es ihn nicht besonders interessierte. Ich verschwieg ihm auch, daß Bruno mich manchmal schlug. Nie sehr heftig, denn er war im Grunde kein brutaler Mensch. Er machte es anders, subtiler: Er zog mich an den Haaren, gerade wenn ich am Einschlafen war, ohrfeigte mich wie zum Spaß, aber so, daß es schmerzte, oder kniff mir blaue Flecken in den Arm.

»Was? Ich tu' dir weh? Meine liebe Julie, du bist überempfindlich. Ich kann dich doch nicht immer mit Glacéhandschuhen anfassen!«

Richtig zugeschlagen hatte er nur einmal, als er erfuhr, daß ich mit Paul schlief. Jemand hatte über uns geklatscht. An diesem Abend kam er betrunken nach Hause. Mit betont ruhiger Stimme unterzog er mich einem Verhör. Ich stritt nichts ab. Als er mir ins Gesicht schlug, war ich so verblüfft, daß ich dem Schlag nicht auswich. Ich starrte ihn an, steif vor Entsetzen. Er starrte zurück, mit offenem Mund, selber erschrocken. Und dann begann er zu brüllen:

»Du bist eine Hure! Jede andere Frau würde sich um unsere Ehe sorgen. Aber du willst mich als Mann zugrunde richten, mich impotent machen, um es mit einem charakterlosen Schwächling in aller Öffentlichkeit zu treiben! Und was wird aus mir? Aus meinem Ruf? Was sollen nur die Leute denken?«

Er brüllte noch eine ganze Weile, als habe seine Wut sich an seinen Worten erst richtig entfacht. Ich rührte mich nicht von der Stelle. Was er sagte, klang in mir wie in einer Halle voller Echos, ergab jedoch keinen Sinn. Schließlich erhob ich mich, wankte an ihm vorbei. Wie in Trance ging ich in mein Arbeitszimmer. Dort stand eine alte Couch. Ich schob mir ein Kissen unter den Kopf, wickelte mich in eine Decke und schlief sofort ein.

Ungefähr in dieser Zeit trafen wir unsere Abmachung, daß er mir die Wohnung im Erdgeschoß überlassen würde, während er selbst sich im ersten Stock einquartierte. Daß er andere Frauen mit nach Hause nahm, wußte inzwischen jeder. Er bestand jedoch darauf, daß ich bei offiziellen Anlässen an seiner Seite erschien. Ein Schachzug, der gut ankam: Die Leute bewunderten seine Geduld und verdammten meine Liederlichkeit. Ich machte die Maskerade mit, weil sie zu unserer Abmachung gehörte.

Paul war zu solchen Anlässen selbstverständlich nie eingeladen. Als ich ihn einmal fragte, ob ihn das nicht kränke, sagte er kalt: »Ich bin kein dressierter Affe!«

Inzwischen arbeitete ich weiterhin für den »Waadtländer Boten«; daß Bruno im Verwaltungsrat saß, ließ sich nicht ändern. Ich berichtete über Ausstellungen, Gastspiele und Konzerte. Meine schwarzweißen Künstlerportraits wurden im Theaterfoyer ausgestellt. Ich kam unter die Leute und hatte das Gefühl, daß ich zu etwas taugte und nicht nur so läppisch in den Tag hinein lebte.

Es war schön, Sehnsucht nach Paul zu haben, sich auf ein gemeinsames Wochenende zu freuen. Manchmal begleitete er mich ins Theater oder Konzert, wobei ich recht bald herausfand, daß ihn die sogenannte Kulturszene kalt ließ. Auch Diskussionen langweilten ihn; er sprach nur das Nötigste, lächelte freundlich und war im Geist meilenweit entfernt.



Federica de Cesco

Silbermuschel

Roman

Taschenbuch, Broschur, 768 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38050-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Um den Fesseln ihrer unglücklichen Ehe zu entfliehen, unternimmt die junge Französin Julie eine Reise ins ferne Japan. Die Begegnung mit der fremden Kultur wird für sie zu einer Offenbarung. Als sie ein japanisches Theater besucht und dort den Künstler und Regisseur Ken trifft, springt sofort der Funke über: Julies Leidenschaft entzündet sich wie ein trockenes Bündel Stroh. Und Ken, der Trommler, der Heiler, der Schamane, wird Julies Liebhaber ...